

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 67 (1962-1963)
Heft: 12

Artikel: Henri Dunant : Glanz und Elend eines denkwürdigen Lebens
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Henri Dunant

Glanz und Elend eines denkwürdigen Lebens

Herkunft und Jugend

Wer war dieser Genfer Henri Dunant? Jedes Kind weiß, daß er das *Hilfswerk des Roten Kreuzes* ins Leben rief. Wenige aber wissen, wie sehr ihn schon die frühe Kindheit und die ersten Jünglingsjahre in der Stadt Calvins auf seine weltweite Lebenstat vorbereitet haben. Das Geburtshaus steht an einer der steilsten Straßen der Genfer Altstadt. Droben auf der Höhe der Kirche von St.-Pierre und auf den Bastions wohnen die Vornehmen, drunten am Rhoneufer einst die Darbenden. Die *Dunants* halten die Mitte zwischen den Wohlhabenden, denen sie als Bankleute angehören, und den Armen, deren sie sich in edler Weise annehmen. Der Vater betreut alle Waisenkinder der Stadt, und viele von ihnen werden von der Mutter zu großen Kinderfesten auf ihren Landsitz eingeladen.

Der frühreife Knabe kommt so beizeiten mit den Menschen auf der Schattenseite des Lebens in Berührung, und der Jüngling sucht sie auch später auf, sei es als Mitglied der «Gesellschaft für das Almosenspenden», sei es als eifriger Bibelausleger; denn Sonntag um Sonntag verbringt der Zwanzigjährige in den Genfer Gefängnissen. In ihm wohnt ein ungewöhnlicher Drang, in die Tiefe und zugleich in die Weite zu wirken. Zwei der Freunde, die sich in seinem Vaterhaus zusammentun, gründen in Paris die «*Christliche Vereinigung junger Männer*», die bereits 1855 ihre erste Weltkonferenz abhält und dank der Vorarbeit ihres unermüdlichen Künders Henri Dunant schon ein weitverzweigtes Netz von Wohltätigkeitsorganisationen zeigt.

Bei Dunant besteht keinerlei Gefahr, in Geschäften zu veramten. Dazu ist er zu sehr Apostel, zu wenig Amtsmann. Auch die Gabe zündender Begegnungen ist ihm zuteil geworden. So begegnet der junge Mann zwei außergewöhnlichen Frauen, welche in die Weltgeschichte eingegangen sind. Die kleine Pfarrfrau Mrs. Beecher-Stowe hat jenseits des Meeres mit ihrem Werke «*Onkel Toms Hütte*», das es in Jahresfrist auf über hundert Auflagen brachte, die Gewissen wachgerüttelt, damit die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten entscheidend aufgeworfen und menschenwürdig gelöst werde. Und nun kommt diese Schriftstellerin nach Genf, und kein Geringerer als General Dufour vermittelt dem jungen Mitbürger ein Gespräch mit ihr. In seine Seele zündet aber auch das Beispiel der Lady mit der Lampe, jener Florence Nightingale, welche im damaligen Krimkrieg von einem Verwundeten zum andern zog, um überall Hilfe zu bringen.

Beruf und Berufung

Nächstenliebe in Ehren; aber ein Genfer aus gutem Hause soll auch wohlhabend sein, um wohlthätig wirken zu können. Dunant tritt seine Lehre in einem Bankhaus der Vaterstadt an und hofft dann in Nordafrika rasch sein Glück zu machen. Er will in Algier einen Wasserfall samt 50 Hektaren Boden kaufen, um darauf große Mühlenanlagen zu erstellen. Die Konzession wird ihm aber verweigert. Auch einem andern, vom jungen Kolonisten groß aufgezogenen Mühlen-Plan wird die Zustimmung von höchster Stelle nicht zuteil. Wohl ist Dunant, freilich ohne sein Schweizerbürgerrecht aufzugeben, inzwischen Franzose geworden, wohl hat er seine Schrift über *Napoleon III.*

verfaßt, die den Kaiser als den wahren Nachfolger der römischen Cäsaren preist. Umsonst! Nun will er den Prachtdruck dem Monarchen selber überreichen und reist ihm auf den Kriegsschauplatz in die Poebene nach, wo der Kaiser dem werdenden Italien gegen Österreich beisteht. Ist solch ein betrieb-sames Unternehmen, bei dem Dunant den festen Boden unter den Füßen verloren hat, sein Irrweg, so soll nun gerade diese überhastete Geschäftsreise den Genfer Idealisten zu seiner eigentlichen Bestimmung zurückführen.

Am 24. Juni 1859 prallen bei *Solferino* sieben österreichische Armeekorps auf fünf von Westen unter den Fahnen Frankreichs und Sardinien anmarschierende Korps. Die Geschütze donnern in den heißen Hochsommertag. Eine Drittelmillion Menschen verstrickt sich in einen verbissenen Nahkampf. Als die Österreicher nach 24 Stunden mörderischen Streits zu weichen beginnen, bedecken 40 000 Verwundete neben unabsehbaren Haufen von Leichen das Schlachtfeld. Einer fragt nicht, ob es Gegner oder Freunde seien. Er ist waffenlos dahergekommen, und sein Tropenanzug aus weißem Zwilch hebt ihn aus der Uniform so heraus, als trüge er die Farbe der Engel. Vergessen ist der Bittgang zum Kaiser. Nur eines ist Henri Dunant wichtig, der Nächste, der Allernächste, der seiner Hilfe bedarf wie einst der Geschundene, den der barmherzige Samariter im Blute liegen sah.

Als Einzelner hat er am Morgen nach der Schlacht zu helfen begonnen. Sein zündendes Wort ruft Dutzende, Hunderte zum Beistand auf. Abends hat er dreihundert *Helfer* zur Seite. Viele und doch zu wenig, wenn man bedenkt, daß einer über hundert Schwerverwundete zu betreuen hat. Aber der Ruf «*Tutti fratelli*» ruft immer neue Scharen in den Dienst, der auf eine andere Weise auch ein Kampf ist, in dem es auf Leben und Tod geht. An Lachen von Blut, an zerschmetterten Gliedmaßen vorbei, durch Unrat jeglicher Art trägt man die Leidenden, die Sterbenden, die noch Hoffenden in den nächsten Kirchenraum. Als immer mehr Helfer ankommen, gönnt sich erschöpft der erste in ihrer Reihe endlich Ruhe.

Kann man jedoch Ruhe finden, wenn das Gemüt sich mit den Bildern der Verstümmelten, der Verschrommten, der Verbluteten bevölkert, die bei rechtzeitiger Hilfe ihren Familien, ihrem Volke erhalten geblieben wären? Diese peinigenden Bilder müssen aus der Seele heraus — das ist die dringend gebotene innere Befreiung des Zeugen von *Solferino* — und sie sollen hinein in die Seelen der andern als geprägte Mahnzeichen. Ein *Buch* entsteht — «*Un souvenir de Solferino*» — das in unerläßlicher Treue alle Leiden des Krieges darstellt. Es ist aber kein Nachwort des Schreckens, sondern soll ein Weckruf für die Zukunft sein. «Wäre es nicht möglich, freiwillige Hilfsgesellschaften zu gründen, deren Zweck es wäre, die Verwundeten in Kriegszeiten zu pflegen oder pflegen zu lassen?». So lesen wir in dieser Schrift, in welcher Dunant den Staatsmännern ins Gewissen redet. «Hat ein Krieger, der seinem Vaterlande dient oder es verteidigt, keinen Anspruch auf die Sorge seines Vaterlandes?» Mögen die Vaterländer gegeneinander noch so unversöhnlich sein, gegenüber den Verwundeten haben sie einig in der gemeinsamen Front des Lebens gegen den Tod zu stehen.

Das große Werk bringt Weltruhm

Mit der Unbeirrbarkeit eines Glaubenskämpfers setzt sich der in der Mitte der Dreißigerjahre stehende junge Mann für den einmal als notwendig erkannten Plan ein. Sein Freund und Mitbürger Dr. Appia, der auf den lombardischen Schlachtfeldern als Feldarzt gewirkt hat, unterstützt ihn als Medizi-

ner, und der erste Mann des Schweizervolkes, *General Dufour*, dankt dem Autor, daß er die traurige Seite des Krieges nicht verschweige, aber auch die neue Aufgabe zeige. «Wir werden sie lösen können, wenn Menschenfreunde aller Länder zusammenwirken.»

Was weiter geschieht, ist weltbekannt. Die Zeit ist offensichtlich für die große Aufgabe reif, und der rechte Mann fand das rechte Wort. General Dufour empfiehlt seinen jungen Mitbürger seinem einstigen Schüler Napoleon III., womit der Einstieg in das Gehäuse der Diplomatie glückt. Die Königin Augusta von Preußen und der Kronprinz wünschen Dunant in Berlin zu sehen, und der König von Sachsen bezeugt ihm: «Ein Volk, das sich an diesem menschenfreundlichen Werke nicht beteiligten wollte, müßte sicherlich von der öffentlichen Meinung Europas in die Acht erklärt werden.»

Der schweizerische Bundesrat lädt zur ersten *vorbereitenden Konferenz nach Genf* ein, welche Ende Oktober 1863 unter der Leitung des 75jährigen Generals Dufour beschließt, freiwillige nationale Hilfskomitees zu bilden. Diese sollen, wo die Sanitätsgruppen nicht ausreichen, in Zusammenarbeit der Regierung und Militärbehörden ihrer Länder sich der Verwundeten annehmen. Dann beruft der Bundesrat auf den 8. August 1864 den grundlegenden Genfer Kongreß ein, zu welchem sechzehn Staaten ihre Vertreter entsenden. Nach zweiwöchiger Tagung wird die *Genfer Konvention* unterzeichnet, welcher in den nächsten vier Jahren alle europäischen Staaten beitreten werden. Darin wird das Sanitätspersonal neutralisiert und das Rote Kreuz als Hilfsdienst des Heeres anerkannt.

Fünf Jahre nach der Schlacht von Solferino, zwei Jahre nach dem Erscheinen des aufrüttelnden Buches ist Dunants Vision schon *Völkerrecht* geworden. Fürwahr, ein leider seltenes Beispiel raschen internationalen Zusammenwirkens. Aus Dankbarkeit gegenüber dem Lande, das den Anreger und Vorkämpfer stellte und zum Kongreß einlud, wählt man als Erkennungszeichen des Hilfswerkes das Schweizer Wappen mit vertauschten Farben: weiß der Grund, rot das Kreuz. Das Abzeichen wird hochgeschätzt und weitverbreitet. Über ein Dutzend Staaten verleihen in den sechziger Jahren Henri Dunant hohe Orden. Er ist mit vierzig Jahren einer der bekanntesten Männer der Welt.

Im Elend

Enthielt aber diese überrasch errungene Weltgeltung nicht zugleich den Kern für die tragische zweite Lebenshälfte des Gründers des Roten Kreuzes, dem dieser Titel in aller Form zugesprochen worden war? Was bisher sein persönliches, privates Anliegen gewesen ist, wird nun offiziell, öffentlich. Das Kind seines Herzens kann sich auch ohne ihn weiterentwickeln und vielleicht gar besser, wenn er nicht mehr so impulsiv zugreift wie bisher. Vielleicht braucht ja die Verwaltung einer Organisation andere Leute, anders veranlagte Menschen als ihre Schöpfer.

Und Dunant ist weder ein Verwalter noch ein Kaufmann. In der gleichen Zeit, da die Monarchen des Kontinents Orden auf ihn niederregnen lassen, steht er vor den Schranken des Genfer Handelsgerichtes, das auf Drängen der Gläubiger jenes Unternehmen mit den algerischen Mühlen untersucht. Das Urteil lautet auf *Bankrott*. Das Vermögen der Familie wird hart mitgenommen. Dunant verläßt Genf als ein armer Mann auf immer. Seine Vaterstadt beginnt sich ihres Sohnes zu schämen.

Dunant reist über den Kanal. In England entwickelt er neue schöpferische Ideen, zum Beispiel über die Milderung des Loses der *Kriegsgefangenen* und über die Sicherung des Weltfriedens durch *Schiedsgerichte*. Man hört ihn willig an, schreibt Leitartikel über seine Ideen, aber niemand will sehen, wie fadenscheinig sein Rock geworden ist, weshalb der Unterernährte Vorträge unterbrechen muß. Und er selbst ist zu stolz, um zu sagen, daß er manche Nacht im Freien zubringen oder winters um eine Bank im überfüllten Wartsaal froh sein muß, um sich nachts ausstrecken zu können. Er, dessen Werk bereits Hunderttausende am Leben erhalten hat, führt ein *armseliges Leben* als jene Ärmsten, denen einst sein Elternhaus geholfen hat. Zehn Jahre schleppt sich Dunant von einer Stadt Europas zur andern: Paris, Straßburg, Florenz heißen einzelne Stationen dieses Leidensweges, bis sich im Balkan seine Spuren verlieren. Wenn Dunant später sagt, er sei einfach ein Jünger Christi wie im ersten Jahrhundert, so gilt von ihm auch das Wort des Heilands, daß er für sich und die Seinen kaum eine Stätte habe, um das müde Haupt niederzulegen.

Lebensabend im Lande Appenzell

Da setzt seine Familie Dunant endlich eine Monatsrente von 100 Franken aus. Damit läßt sich in bescheidensten Verhältnissen leben. Er zieht im Juli 1887 nach *Heiden*, findet in der Kleinpension mit dem klingenden Namen «Paradies» eine Unterkunft. Auf die Bitte, ihm einen Arzt zu nennen, weist ihn die Inhaberin zu Dr. Altherr. Der weißbärtige Mann hat seinen Namen anzugeben: Henri Dunant, Begründer des Roten Kreuzes und Förderer der Genfer Konvention. Der Arzt stutzt, denn er wähnt diesen Mann seit langem tot. Er räumt ihm ein Zimmer im Bezirkskrankenhaus ein. Bald lernt Dunant die Dorfleute schätzen. Sie verleihen zwar keine Orden wie die gekrönten Häupter, aber einige von ihnen schenken mehr, nämlich Liebe. Nennen wir einen mit Namen, nämlich den Lehrer Wilhelm Sonderegger, auf den Dunant während etlicher Jahre Tag für Tag am Schultor wartete, um ihn heimzubegleiten und im Schoße der Familie etwas von dem Glück erfahren zu dürfen, das dem Kinderlosen versagt war.

Vor seiner Türe erscheint eines Tages Redaktor Georg Baumberger. Be-seelt vom Treuhänderdienst der Presse, wirft er der Welt den Undank vor, den sie Dunant antat, indem sie den größten Wohltäter der Zeit gesellschaftlich sterben ließ. Seither mehren sich die Menschen, die sich darob schämen und an ein Gutmachen denken. So geschieht es, daß Dunant im Advent 1901 der *Friedens-Nobelpreis* zugesprochen wird. Wiewohl er diesen Preis mit einem französischen Pazifisten zu teilen hat, hätten die ihm zugefallenen 100 000 Franken ihn natürlich jeglicher Geldsorgen enthoben. Er rührt in-dessen keinen Rappen an, sondern überläßt die Summe dem Norwegischen und dem Schweizerischen Roten Kreuz.

Noch ist dem Patriarchen ein stilles Jahrzehnt vergönnt. Er will den Ursprung des Roten Kreuzes schildern. Allein die Feder hat nicht mehr den Schwung wie vor fünfzig Jahren. Es ist das lebendige Erbe, das Dunant hinterlassen hat, als er am letzten Oktobersonntag 1910 in Heiden die Welt verließ, die ihm so viel verdankt wie wenigen, die über sie geschritten sind.

Georg Thüerer (sfd)